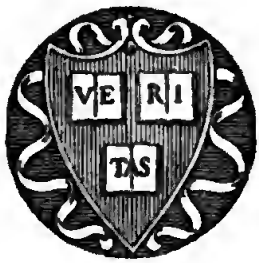
47594.7
WIDENER
HN Y4WX E
Schröder
Goethe...

47594.753.9

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

Marburger akademische Reden.

1900. No. 2.

Goethe
und die Professoren.

Kaisergeburtstagsrede

von

Edward Schröder.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1900.

„Goethe …"

und die Professoren.

Akademische Kaisergeburtstagsrede

von

Edward Schröder.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1900.

47594.153.9

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 9 1956

Festgenossen!

Der Tag, den zu feiern unsere Alma Philippina die Ihrigen um sich versammelt und den weiten Kreis ihrer Gönner und Freunde in festlicher Halle begrüsst, bietet uns einen freudig festgehaltenen Anlass, die besonderen Dankespflichten zu bekennen, die wir Sr. Majestät dem Kaiser und König schulden, dem Schirmherrn und Förderer unseres friedlich ernsten Schaffens, dem arbeitsfreudigen Vorbild unserer Jugend und unser selbst, die wir mit dieser Jugend jung bleiben wollen.

Das Lebensjahr, an dessen Abschluss unser Monarch mit seiner hohen Gemahlin leider einen schmerzlichen Familienverlust beklagt, hat Sr. Majestät eine frohe Gewissheit gebracht: Die Begeisterung für das Ideal deutscher Volksgrösse, als dessen Träger sich der Kaiser bekannt hat, ist mächtig angewachsen, und der herzliche Wunsch, den wir ihm heute darbringen, soll lauten: möge unser Volk so jung bleiben, wie es sich in diesen letzten Monaten gefühlt und gezeigt hat, möge sich diese neue Blüte des vaterländischen Gedankens aber auch in kraftvollen Entschliessungen der Volksvertreter zu reifer Frucht entwickeln! Möge das neue Jahrhundert, möge die neue Zeit, die viele von ihm erwarten, der Nation bringen, um was sie sich im Innern müht und wofür sie draussen ringen und streiten muss, möge es ihr aber auch erhalten, was es an kostbarem Besitz, leider in schwankender Wertschätzung, aus dem alten herübernimmt. Möge so die Regierung Kaiser Wilhelms II., langandauernd und allzeit gesegnet, diesem 20. Jahrhundert ihren Namen aufprägen, in unverlöschlichem und fleckenlosem Glanze!

Die hohe Ehre, die Heileswünsche der Universität zum Ausdruck bringen zu dürfen und die feierliche Verkündung der Preise und Preisaufgaben einzuleiten, soll der Sprecher an dieser Stätte lohnen durch eine persönliche Gabe, wie sie dem akademischen

Lehrer nahe liegt, durch eine festliche Redespende aus dem Bereiche seiner Wissenschaft. Und ich darf dankbar dafür sein, dass mir ein freundlicher Wink die Anknüpfung an einen grossen Tag des verflossenen Jahres empfahl, den 28. August, den Tag, an dem die Vaterstadt unseres grössten Dichters nach 50 Jahren glänzend die Dankesschuld sühnte, die sie sich am 100. Geburtstag ihres grössten Sohnes ins Schuldbuch geschrieben hat. Das Echo dieses festlichen Tages, nein dieser festlichen Frankfurter Woche hallte weithin wieder in deutschen Landen und bei den Volksgenossen in der Fremde, und an vielen Orten, wo Goethe einmal bleibend oder flüchtig geweilt, rüstete man eine Gedächtnisfeier: in stolzer Erinnerung, dass man hier einst den Genius bewirten durfte, dankbar für das schönere Gastgeschenk, das er zurückgelassen. Überall wo sich solch ein festes Band geschlungen hatte oder ein lockeres neu geknüpft ward, da gab die Feier einen guten Klang — ungerecht und voreilig war es zu schelten, dass man nicht einen Nationalfesttag daraus geschaffen habe. Denn dass dafür die Zeit noch nicht gekommen ist, das brauchten den Einsichtigen nicht erst die Klänge und Zeichen zu lehren, die ein künstlicher Festrausch bald erheiternd bald betrübend an den Tag gebracht hat.

Gern hätte auch ich, indem ich mich anschickte, den hehren Namen Goethe in weihevoller Stunde vor Ihnen erklingen zu lassen, mich des intimen Vorrechts erfreut, das eine solche örtliche Beziehung dem Redner verleiht. Aber aus einem Zwirnsfaden lässt sich keine festliche Schleife schlingen, und statt eines lebensvollen Ausschnittes aus der Welt des goethischen Wirkens, den auch der knappe Raum einer Stunde immer zu bieten vermag, würde ich trockene Schnitzel vor Ihnen auszuschütten scheinen, wenn ich nur von Goethes Verhältnis zu meiner engeren hessischen Heimat spräche.

Die Beziehungen des Dichters zu hessischen Künstlern und Kunstinstituten ziehen sich als dünne Fäden durch 4 bis 5 Jahrzehnte hindurch. Im Anfang des 19. Jhs. rückten das Interesse für die Jenaer Allgem. Litteratur-Zeitung und die naturwissenschaftlichen Studien auch den einen und anderen unserer Gelehrten in den Gesichtskreis Goethes. Schon 1783 hat er den Kasseler Hof besucht, wo er gut aufgenommen ward, die Weimarer

Hofgesellschaft brachte ihm einzelne Mitglieder des hessischen Adels nahe, und in Karlsbad huldigte er in getragenen Stanzen unserer Kurprinzessin. Durch einen zweimaligen Besuch in Weimar durfte Wilhelm Grimm, ein Schützling eben jener liebenswürdigen Fürstin — ihr Andenken bewahrt die Augustenruhe —, die Verehrung festigen und als Lebensgewinn menschlich vertiefen, welche das Brüderpaar, der Stolz unserer Heimat, längst für den Gewaltigen hegte. Kassel unter der Regierung des prunkliebenden, aber oberflächlichen Landgrafen Friedrich II. und später Hanau in den Tagen des Grossherzogtums Frankfurt unter Dalberg waren Städte, deren geistiges Leben und Bildungsmittel dem grossen Freunde der Künste und Wissenschaften, der sie wiederholt besucht hat, manches zu bieten vermochten. Marburg hingegen blieb ihm zeitlebens fremd. Wohl hatte er hierher einst als blutjunger Leipziger Student an den Landsmann Riese köstliche Briefe gerichtet: mit eingestreuten reichlichen Proben seiner wachsenden Versgewandtheit; er hatte sich über der Freunde „recht komische Beschreibung von Marpurg" amüsiert, die sich u. a. „ob absentiam puellarum forma elegantium" beklagten, und in seiner Leipziger Überlegenheit wohl mit der fuchsenhaft altklugen Mahnung geschlossen: „Gewöhnt euch keine academistische Sitten an". Aber die Wetzlarer Ausflüge hatten ihn nicht über Giessen hinausgeführt, und als der Dichter der „Iphigenie" am 17. September 1779 mit seinem (unter dem Inkognito eines Grafen Metternich reisenden) fürstlichen Freunde Carl August hier bei dem Postmeister Joh. Just. Neumüller im „Weissen Ross" — dem späteren „Fürstenhause" in der Barfüsserstrasse — einkehrte, da haben ihn Schloss und Kirche nicht zum Verweilen gelockt, die für den Verfasser des „Götz" und den Mitarbeiter der „Blätter von Deutscher Art und Kunst" gewiss Anziehungskraft besessen hätten. Er kam von den „Herrlichkeiten Kassels" und eilte über Frankfurt der Schweiz zu — wie heute so mancher, der die Silhouette unseres Bergstädtchens nur eben auf eiliger Fahrt nach dem Süden seinem Gedächtnis einprägt. Menschen, die ihn fesseln konnten, eine geistige Atmosphäre, zu der er Fühlung besass, gab es hier schwerlich. Zwar hat das reimfrohe Säculum der Gleime auch hier kleine Poeten ausgebrütet, und ein Überbleibsel aus jener Zeit bewahrte noch unser kurhessisches Volkslesebuch in der

tugendseligen Erzählung vom „Metzger Schnell aus Kassel“ und dem Mann „mit Knotenstock und Hass im Blicke“; die Marburger Universität aber, die im ersten Drittel des 18. Jhs. unter Landgraf Karl eine Zeit der Blüte erlebt hatte, war nach dem Weggange Christian Wolffs von der mächtig emporstrebenden Georgia Augusta rasch zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden. In jenen Jahren hatte das Collegium illustre Carolinum zu Kassel mit Forster und Sömmerring, Dohm und Tiedemann mehr Celebritäten aufzuweisen als die Philippina. Diese hat sich erst langsam gegen Ende des Jahrhunderts wieder gehoben, und um diese Zeit, als die Romantiker Marburgs Schönheiten entdeckten, ward auch sein geistiges Leben zuerst von dem Brennpunkt der litterarischen Kultur erwärmt. Jung-Stilling freilich, der seit 1787 Marburger Professor war und hier „Heinrich Stillings häusliches Leben“ schrieb, hatte zu dem einst warmherzig gepriesenen Strassburger Jugendfreund nur noch frostige Beziehungen, und diese wären schwerlich erfrischt worden, wenn Goethe im Spätjahr 1792 seinen Plan, nach der Campagne in Frankreich über Marburg heimzureisen, zur Ausführung gebracht hätte. Aber in den Jahren 1789—1791, wo sich hier Caroline Böhmer, die spätere Gattin A. W. Schlegels und zuletzt Schellings, in der romantischen Natur und in erfrischender Geselligkeit über ihren frühen Wittwenstand und die Verdriesslichkeiten des Elternhauses hinwegtröstete, konnten der „Tasso“ und das Faustfragment, die eben damals erschienen, in den Kreisen unserer alten Kollegen und Kollegenfrauen die begabteste Rhapsodin und die berufenste Verkünderin ihrer Schönheitsfülle finden. Und wieder ein Jahrzehnt später hat oben im Hause vor dem Forsthofe der Grösste der Unsrigen, Friedrich Carl von Savigny, gern aus den Gedichten Goethes vorgelesen und aus dem „Wilhelm Meister“, dessen Lectüre ihn, wie uns berichtet wird, aus einem zerstreuenden Leben zur Einkehr und Sammlung geführt hatte. Nehmen wir hierzu seinen Schwager Clemens Brentano, der sich im J. 1800 Marburg zum Stützpunkt seines Vagantenlebens erkor und am 29. Nov. 1803 in der luth. Kirche mit Sophie Mereau getraut ward, und Bettina, deren Briefe unseren Schlossberg mit blühender Phantasie und sonnenheller Laune umsponnen haben, so ist das Kapitel „Goethe und Marburg“ früh erschöpft, und wir müssen uns nach etwas anderem um-

schauen, wenn wir dieser Stunde dankbaren Gedenkens persönlichen Charakter wahren wollen.

Die Frankfurter Festgeber, in erster Linie das Freie Deutsche Hochstift und die Goethe-Gesellschaft, hatten in die knappbemessene Zahl der von aussen geladenen auch die Vertreter der deutschen Universitäten aufgenommen, und der warme Dank dafür ist ihnen nicht vorenthalten worden. Die Frage aber, warum die Professoren, von denen Goethe auf der Universität nicht viel profitiert und über die er sich, wie jedermann weiss, später als Autor der „Farbenlehre" weidlich geärgert hat, so liebenswürdig bevorzugt wurden, hat an festlicher Tafel Niemand aufzuwerfen für nötig erachtet. Es soll ein Stück Antwort auf diese Frage sein, was ich hier geben will; nicht als ein Goetheforscher — denn der bin ich nicht — möcht ich zu Ihnen sprechen: was Goethe heut und für alle Zeit unsern Universitäten sein kann, will ich anzudeuten suchen durch das, was er deutschen Professoren in der glänzendsten Periode des deutschen Gelehrtentums gewesen ist.

Denn die Blüte unseres Gelehrtentums im Ausgang des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hängt aufs innigste zusammen mit der Blüte unserer schönen Litteratur. Niemals in der Geschichte des geistigen Lebens ist dieser Zusammenhang ein so intimer gewesen. Wohl hat auch Plato noch die Tage des Sophokles und Euripides erlebt, wohl hat dasselbe Jahrhundert, an dessen Eingang Wolfram von Eschenbach, an dessen Ausgang Dante Allighieri steht, Albert den Grossen und Thomas von Aquino gezeugt, wol hat es Shakespeare in unseren Tagen im Satyrspiel der Wissenschaft büssen müssen, dass er ein Zeitgenosse des Baco von Verulam gewesen. Aber die Personalunion des Dichters und Gelehrten, die bei den Engländern und Franzosen, bei den Italienern und Spaniern die Ausnahme bildet und selten ohne starke Beeinträchtigung der dichterischen Zeugungskraft erscheint, bei uns ist sie damals heilbringende Regel gewesen. Lessing, der grosse Bahnbrecher der Kritik, wurde selbst von Wortführern der romantischen Schule, die von dem Dichter nicht viel wissen wollten, als ein wissenschaftlicher Held gepriesen, von Herder haben die historischen Disciplinen gewaltige, bis heute nachwirkende Anregungen erhalten, Wieland hat in spätern Tagen

der Musse den Beweis geliefert, dass er die Erfurter Professur nicht nur als Schöngeist bekleidet hatte, in Schillers gelehrtem Wirken ist die Jenenser Lehrthätigkeit nur ein kleiner Ausschnitt, und zur vollen Würdigung gerade seiner wissenschaftlichen Grösse wird man vielleicht erst dann gelangen, wenn man das Maass seines dichterischen Könnens ruhig abschätzen gelernt hat. Goethe aber hat die Gelehrten-Biographie und die Litteraturgeschichte geschaffen, der Kulturgeschichte im historischen Teil der „Farbenlehre" die höchsten Ziele gesteckt und der Naturforschung durch wichtige Einzelfunde, tiefeindringende Gesamtbetrachtung und grosse Vorausahnungen mächtige Impulse gegeben. Aus dem Schoosse der romantischen Bewegung sind neue Wissenschaften erwachsen, alte in ungeahnter Weise befruchtet worden. Der Dilettantentypus wird unter allen Grössen der schönen Litteratur nur durch Klopstock und Jean Paul vertreten: durch diesen, der sich in überschwänglichen Huldigungen vor dem „grammatischen Riesengoliath" Jacob Grimm nicht erschöpfen kann, in seiner liebenswürdigsten Form, durch jenen, der im Druidengewande des „Aldermanns" den Männern des Katheders und des Talars Konkurrenz macht, mit schnörkelhafter Anmassung.

Universitätsprofessoren sind für kurze Zeit Wieland und Schiller gewesen. Für Lessing und Herder hat sich zur rechten Zeit nicht der richtige Platz gefunden. Und als Goethe von seinem Jenenser Lehrer und Mitarbeiter Loder das aus ehrlichem Enthusiasmus gespendete Compliment empfing, es sei schade, dass er nicht Professor anatomiae geworden sei, da hatte es der Minister zum Glück nicht mehr nötig, mit Chancen zu rechnen, die ihm nach seinen weitern Erfahrungen bald genug recht zweifelhaft erscheinen mussten.

Zweimal war dem jungen Goethe der Wunsch, dereinst selbst eine akademische Stellung einzunehmen, nahegetreten: am Eingang und gegen den Abschluss seiner Studienzeit. Nur dem Druck des Vaters nachgebend, hat er die Universität Leipzig bezogen und mit heimlichem Protest die ersten juristischen Vorlesungen belegt: viel lieber wär er nach Göttingen gegangen, um unter Christian Gottlob Heyne und Johann David Michaelis sich dem Studium der Altertumswissenschaft zu widmen, das eben damals durch den einen belebende Fühlung mit den

schönen Wissenschaften gewann, durch den andern auch die Bibel verheissungsvoll in seinen Bereich zog. Und das Zukunftsbild des Professors, das dem 16jährigen bei diesen schmerzlich unterdrückten Wünschen vorschwebte, kehrte in anderer Gestalt wieder, als der Rechtskandidat mit seinen Strassburger Kommilitonen unter Fackelschein und Trompetenklang dem greisen Johann David Schöpflin zujubelte: dem Historiker und Staatsrechtslehrer, den die Höfe von Versailles und Stockholm umworben hatten, der aber in der oberrheinischen Heimat festwurzelte und das Studium ihrer Geschichte und ihrer Denkmäler auf eine feste Basis gestellt hat: ein Professor und zugleich ein Staatsmann, der Vertraute von Fürsten und Königen und der Stolz seiner Kollegen, die er um mehr denn Haupteslänge überragte. Es war eine Persönlichkeit und eine Position vergleichbar derjenigen Niebuhrs, für den der alte Goethe eine aufrichtige Hochachtung hegte.

Das Bild, das Goethe an der Schwelle des Greisenalters von seinen Universitätsstudien und seinen Professoren entworfen hat, ist Ihnen allen aus Dichtung und Wahrheit vertraut: es ist kein anmutiges Bild, und es konnte kein erfreuliches sein; die Weisheit des Alters hat hier vieles gemildert, zu verklären fand sie nichts. Es war der absolute Tiefstand der Jurisprudenz, die Zeit des Naturrechts und jener sich breit hinrekelnden Gelehrsamkeit, die sich fast zum Hohne die „elegantere" nennen durfte. Dazu kam in Strassburg die platte Rücksichtnahme auf die praktischen Bedürfnisse, die zu allen Zeiten der Tod des gelehrten Unterrichts gewesen ist, die aber noch kein Volk stark und glücklich gemacht hat. Und auch die Leipziger philosophische Fakultät hat ihm nicht geboten, was er suchte: er fand keinen akademischen Lehrer, der die Probleme aus der Tiefe heraufzuholen, der sich von sicherm Wissensbesitz zu höherer Auffassung zu erheben wusste, der dem Jüngling grosse Massstäbe und die Fundamente einer Weltanschauung zu bieten hatte. So hat er sich in Strassburg zur Medicin geflüchtet und ist über ernsthafte anatomische und chemische Vorstudien zu einem Kursus der Geburtshilfe fortgeschritten.

Goethe hat auf der Höhe seines Lebens die grosse Umwälzung der Rechtswissenschaft unter starkem Anteil an den Personen

der führenden Kämpfer miterlebt. Er kannte und schätzte Gustav Hugo, der den Kampf für die historische Methode klar und schneidig gegen Glück und Höpfner, den Jugendfreund Goethes, führte; er schätzte Savigny, den Schwiegersohn der Maxe La Roche, der der neuen Richtung den entscheidenden Sieg erfocht, und noch spät hat er sich seiner gegen den Antipoden aus der Hegelschen Schule angenommen. Und wie Savigny, so gehörte zu dem engern Kreise der Goethe-Verehrer auch Thibaut, der in einer glänzenden Recension das „Recht des Besitzes" als eine Tat gefeiert hat, und ein Jahrzehnt später mit seinem Verfasser in die Schranken trat, um den „Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung" zu verteidigen.

Ein wissenschaftliches Verhältnis aber zu seinem Berufsstudium hat Goethe auch später nie gefunden. In jenem fruchtbaren Jahre 1772, als der schlagfertige junge Rechtsanwalt und „Doctor" seine warmherzigen und geistsprühenden Recensionen aus dem Ärmel zu schütteln scheint, macht er sich doch niemals an die Kritik eines juristischen Buches. Und zeitlebens behielt er ein gewisses Mitgefühl mit dem angehenden Studiosus juris. „Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich nicht bequemen." — „Ich kann es euch so sehr nicht übelnehmen"; die Verse sind 1790 eingeschaltet worden. Die Briefe an August nach Heidelberg berühren das heikle Thema der juristischen Vorlesungen mit fast rührender Zaghaftigkeit: es dauert lange, bis sich der Vater einmal zu der Frage entschliesst, wie sich denn August „in dem ernsten Gebäude der Pandekten" zurechtfinde. Und als der junge Max von Gagern in seinem Widerstreben gegen das Jus den alten Herrn zum Beistand und Retter anzuwerben scheint, da meint dieser ausweichend, nun, das Rechtsstudium habe doch jedenfalls den Vorzug, dass man dabei andere Liebhabereien nebenher verfolgen könne.

Das Gesamturteil, mit dem Goethe auf die Durchschnittsprofessoren jener Jahre blickte, war nicht eben schmeichelhaft. Die Recensionen von 1772 enthalten manch derbes und wahres Wort über den öden Krimskrams und die platte Scheingelehrsamkeit, die damals von deutschen Universitäten ausging, über das Recensierunwesen und das Cliquentreiben, das, eine Erbschaft des unseligen Klotz, sich über weite Kreise von Giessen bis Frank-

furt a. O. erstreckte. In einer lustigen epigrammatischen Glosse zu 1. Sam. 16, V. 11 gab der kraftfrohe seiner Geringschätzung Ausdruck:

Ach! ich war auch in diesem Falle:
Als ich die Weisen hört' und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne mass;
Da fragt ich: aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Und in genialischem Übermute schuf er jenes satirische Bild deutschen Universitätstreibens, das uns der sog. Urfaust aufbewahrt hat, wo in der Schülerscene (die dort noch Studentenscene heisst) Mephistopheles im Schlafrock und der Perrücke des Professors die geistige Hohlheit und den Eigennutz seiner Kollegenschaft an den Pranger stellt. Die Umdichtung hat hier nicht nur die urwüchsigen Kraftstellen beseitigt, der Dichter ist rücksichtsvoll bemüht gewesen, das verbleibende aller aktuellen Bezüge auf unsern empfindlichen Stand zu entkleiden. Denn 1775 hiess es noch in Professor Fausts Munde gleich im Eingang: „Zwar bin ich gescheuter als alle die Laffen, Docktors, Professors, Schreiber und Pfaffen" — und Mepistopheles leitete die bekannte Stelle: „Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen" mit den für sich gesprochenen Worten ein: „Bin des Professor Tons nun satt, Will wieder einmal den Teufel spielen."

Die wissenschaftliche Profession und die wissenschaftliche Schule behielt für den Dichter lange etwas widerwärtiges, und ganz überwunden hat er das Vorurteil nie. Wie er selbst in den meisten Wissenschaften, die er getrieben hat, Autodidakt war, so hat er zeitlebens für alle, die es auf eigener Bahn und womöglich mit Durchbrechung hemmender Schranken zu ernster wissenschaftlicher Leistung gebracht hatten, warmes Interesse und oft ausgesprochene Vorliebe gezeigt: so für den Physiker Chladni, der ebenso wie er dem Jus Valet gesagt hatte, so für den Phrenologen Gall und den Physiologen Purkinje, die beide aus dem katholischen Priesterstande ausgetreten waren. Freilich verlangte er auch für sich die Anerkennung seiner ehrlichen und methodischen Arbeit und der Resultate, für die er die Beweise offen vorgelegt zu haben glaubte, und er machte immer wieder die

Erfahrung, dass ihm der Beifall am ersten von denen zu Teil ward, deren Bildungsgang von keinen Schulmeinungen beeinflusst war. Als er 1784 mit derjenigen Arbeit, deren wertvolles Resultat seit Generationen kein Mensch mehr bestreitet, mit der Monographie über den menschlichen Zwischenkieferknochen, bei Sömmerring (und bald auch bei Camper) eine höfliche Ablehnung erfuhr, da hat er tief verstimmt an den alten Freund Merck geschrieben: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, dass er seine fünf Sinne ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat.“ Die Erfahrungen aber, die ihm die Metamorphose der Pflanzen einbrachte, jener „Versuch“, auf welchem nach Alexander Brauns Ausdruck die ganze moderne Botanik beruht, waren womöglich noch entmutigender. Seitdem ist ihm der Vorwurf der Borniertheit gegen die Berufsgelehrten leicht auf die Lippen und nicht selten auch in die Feder gekommen; selbst im hohen Alter, wo er im ganzen wohl mit abgeklärter Ruhe und Entsagung zurückblickte auf den ungestümen Drang, die Gildemeister überzeugen zu wollen, gab er das böse Wort Burdach in Königsberg, der seine Theorie von den Halswirbeln in Frage stellte, in einem Briefe zu lesen, der dann freilich zum Abbruch der Beziehungen führte.

Aber diese Erfahrungen und diese Kämpfe, die im polemischen Teile der „Farbenlehre“ eine Schärfe erreichten, die wir beklagen mögen, haben nicht verhindert, dass Goethe der akademischen Welt immer näher getreten, ja dass er schliesslich durch mehr als ein Menschenalter als ein hoher und guter Genius den Besten erschienen ist, die damals den Ruhm deutscher Wissenschaft begründen halfen und die es als Licht und Krone ihres Wirkens betrachteten, von seinem Beifall beglückt zu werden. Ja, jenes Werk, das einst mit einer derben Satire auf das Universitätsunwesen einsetzte, der Faust, ist der Generation, die den ersten Teil (1808) abgeschlossen entgegennehmen durfte, recht eigentlich zum Hochgesang auf das deutsche Gelehrtentum — ja, sagen wir es frisch heraus, auf das deutsche Professorentum geworden. So hat es Schelling seinen Zuhörern in begeisterten Worten gepriesen, mit ahnungsvollem Schauer liest es der Jüngling heute wie damals, und so oft wir als Männer zu dem wunderbaren Gedichte zurückkehren, das kein reines Kunstwerk geworden ist, eben weil

es das Werk eines ganzen schwärmenden und ringenden, liebenden und schaffenden Menschenlebens war, wird es uns Gelehrten zum Wiedererwecker und Vertrauten jener Stunden, die den Schmerz und die Seligkeit unseres Daseins ausmachen, wo wir mit heisser Stirn und klopfendem Herzen die Grösse der Erkenntniswelt ermassen und uns, glücklich, bescheiden lernten, unsere Kraft am rechten Orte einzufügen.

Schon im Beginn der 80er Jahre hat Goethe Beziehungen zur Universität Jena gewonnen, er hat (1781) unter Loders Leitung dort die anatomischen Studien wieder aufgenommen, wozu die Mitarbeit an Lavaters Physiognomik den Anstoss gab, er hat (1782) die Ordnung der mineralogischen Sammlung angeregt und sich auch gelegentlich schon für Berufungsfragen interessiert. Dies Verhältnis zur Landesuniversität wurde ein festes, als er nach der Rückkehr von Italien die Oberaufsicht über die weimarischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft übernahm, und es blieb auch, als in den Jahren 1816 und 1817 eine mehrfache Entlastung eintrat. Noch für Karl Hase, der 1830 an die Stätte seines langen Wirkens kam, galt es „als kein klein Ding, von Goethe mit berufen zu sein", und erst vor wenigen Jahren ist der letzte Gelehrte gestorben, der uns von seinem Antrittsbesuch als Privatdocent bei Excellenz von Goethe erzählen konnte. In amtlichen Schriftstücken, die frühzeitig publiciert sind, in den umfangreichen Briefwechseln mit Voigt und Eichstädt liegt uns Goethes Wirken vor Augen: alle Freuden, aber auch alle Schmerzen des Kurators wie des Kultusministers hat er gründlich kennen gelernt. Er hat die glänzende Blüte der Hochschule, die leider nur eben ein Jahrzehnt anhielt, herbeiführen helfen und er hat, als mit dem Fortgang Fichtes, der andere Verluste in rascher Folge nach sich zog, der Verfall drohte, alles aufgeboten, um ihm zu wehren. Er ist als Mitredakteur der Allgem. Litteratur-Zeitung eingesprungen, da es galt, dies wichtige kritische Organ der kleinen Universität zu erhalten, und er hat auch in dieser Stellung reichliche Bekanntschaft mit der Art und Unart des deutschen Professors gemacht. — Was irgend mit den schwachen Mitteln der thüringischen Kleinstaaten zu leisten war, haben er und Voigt geschaffen, insbesondere ist Goethe für die Bibliothek, für die naturwissenschaftlichen Museen und Kabinete und ihre Nutzbarmachung

für Vorlesungen und Übungen unermüdlich tätig gewesen: überall mitlernend und überall eingreifend, bis in Zettel- und Accessionskatalog, Auditorientausch und Schrankanschaffungen hinein. Von Jena aus richteten sich seine Blicke auf die deutsche Musteruniversität jener Tage, auf die stolze und reiche Georgia Augusta. Im J. 1801 hat er dort zunächst 8 Tage geweilt, dann auf der Heimkehr von Pyrmont eine vierwöchentliche Nachkur gelehrter Studien abgehalten: den Botaniker in seinem Garten, den Physiker im Auditorium aufgesucht, Blumenbachs Wissen und Sammelschätze bewundert, auf der Bibliothek rastlos gearbeitet und technisch sich belehren lassen. Den grössten Teil der Professoren hat er persönlich kennen gelernt; dankbar für die viele Neigung und den guten Willen, den man ihm überall entgegenbrachte, schrieb er an Schiller, dass er sich lange nicht so wohl und heiter befunden habe; und wenn auch im nächsten Jahre die protzige Lobschrift von Ernst Brandes auf die Göttinger Universität und ihr Kuratorium mit ihren unfreundlichen Seitenblicken auf die ärmlichen Verhältnisse anderer Orte das Bild flüchtig trübte, so hat er doch noch nach langen Jahren in den Tages- und Jahresheften dem „einzig bedeutenden Orte" eine Lobrede in der gewählten Weise seines Alters gewidmet. Nächst Göttingen haben ihm Halle mit F. A. Wolf und Loder, Leipzig mit Hermann und Heinroth manches geboten, auf weiteren Reisen hat er in Tübingen und Heidelberg sich des anregenden Gesprächs mit Gelehrten der verschiedensten Wirkungskreise erfreut, selbst abgelegene Universitäten wie Duisburg und Helmstedt suchte er um einzelner gelehrter Sammler und Sonderlinge willen auf. Auch mit der juristischen Fakultät von Strassburg, deren Vorlesungen er einst hartnäckig geschwänzt hatte, gewann er durch den Dichter des „Pfingstmontags" spät noch freundliche Fühlung. In Berufungsangelegenheiten auch auswärtiger Universitäten hat er nicht selten eingegriffen oder durch sein Urteil die Entscheidung gegeben: es sei nur an die Wahl Purkinjes für Breslau erinnert, das durch diesen Gelehrten das erste physiologische Institut Deutschlands erhielt. Die bedeutungsvollen Neugründungen der beiden ersten Jahrzehnte erweiterten den Kreis seiner Beziehungen: mit Berlin besass er von Anfang an durch Fichte und Wolf, aber auch durch den Organisator W. v. Humboldt und durch seinen Neffen Nicolovius, durch den Staatsrath Schultz unseligen und Joh. Schulze rühmlichen Andenkens

Fühlung. Bei der Gründung der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität ward er selbst um ein Gutachten angegangen, und wenn er es auch ablehnte, zwischen Köln und Bonn zu entscheiden, so sind doch höchst wahrscheinlich die von ihm vorgelegten Ausführungen H. Meyers über „neudeutsche religios-patriotische Kunst“ für die Wahl der Residenz mit der freien und aufgeklärten Luft entscheidend geworden. Hier in Bonn bildete sich denn auch, wie schon früher in Heidelberg, unter den Professoren bald ein Kreis von warmen Verehrern Goethes. Ein Bonner Philologie-Professor war es, der die erste „Wallfahrt nach Sesenheim“ unternahm, und ein Bonner Student der Philologie hat von dort bald nach Goethes Tode die Abschrift des Sesenheimer Liederbuches heimgebracht. Aus Bonn ist auch der Senior der Goetheforscher H. Düntzer hervorgegangen, der sich von Homer zu Goethe wandte, und später Mich. Bernays, für dessen Schaffenskreis Goethe und Homer die Pole bildeten.

Es war eine grosse und bedeutungsvolle Zeit für die deutschen Universitäten! Die philosophische Fakultät, bis dahin nicht selten das Aschenbrödel und nur eine Helferin der drei vornehmen Schwestern, erhob sich zu ebenbürtiger und gelegentlich schon zu überragender Würde. Die Medizin entliess die Naturwissenschaften aus ihrer Magdstellung und begab sich selbst in ihre Lehre, Jurisprudenz und Theologie bekannten sich, hier zögernd dort entschlossen, zu philologischer Methode. Im J. 1777 hat sich Friedrich August Wolf in Göttingen als der erste „studiosus philologiae“ immatrikulieren lassen. Vielleicht wäre ihm Wolfgang Goethe damit um 12 Jahre zuvorgekommen, wenn er seinen Willen gegenüber dem Vater durchgesetzt hätte? Dreissig Jahre später aber widmete eben jener Wolf das von ihm und Phil. Buttmann herausgegebene „Museum der Alterthumswissenschaft“ Goethen als dem „Kenner und Darsteller des griechischen Geistes“, dem Deutschen, in dessen „Werken und Entwürfen jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm“. Und dieser Widmung sind ähnliche vorangegangen und viele gefolgt, keine vornehmer und kaum eine von Goethe freudiger aufgenommen, als die von Gottfried Hermanns Ausgabe der Iphigenia in Aulis des Euripides: „Goethio Taurica Iphigenia spiritum Graiae tenuem Camenae Germanis monstratori“. Und von diesen Meistern der Philologie lernten Goethe und Schiller wetteifernd:

ihre wissenschaftliche Tätigkeit hat klärend zugleich und belebend vor allem auf die Poesie Goethes gewirkt, mehr noch als Hermann, dessen Einfluss in der Helena-Dichtung und in dem wundervollen Pandora-Fragment zu Tage tritt, F. A. Wolf. Ich denke nicht nur an die „Achilleis", dieses viel zu wenig gekannte und gewürdigte Gedicht, sondern vor allem an „Hermann und Dorothea": denn wir müssen es Goethe wohl glauben, dass ihm erst Wolfs Nachweis einer Mehrheit von homerischen Dichtern den freudigen Muth eingegeben hat, ein später Homeride zu werden und dies einzigartige Werk zu schaffen, in dem griechischer und deutscher Geist, Form- und Stilklänge der fernsten Vergangenheit und das Leben der unmittelbarsten Gegenwart wunderbar verschmolzen sind. Ja, es waren grosse Tage für die Philologie, wo sie, die lange verachtete, sich als Schwester der Königin Poesie fühlen durfte — und in Erinnerung an diese Tage wollen wir ihren Vertretern den oft gescholtenen Hochmut ein wenig zu Gute halten.

So rasch und so unmittelbar wie auf die grossen Philologen, die durch sein ganzes Wirken ihr Leben verschönert und ihre Arbeit höher gehoben sahen, hat Goethe allerdings nur noch auf die Gruppe der Philosophen gewirkt. Die nächsten zum Danke wären dann die Orientalisten, denn während seine Beschäftigung etwa mit den Fragmenten des euripideischen Phaethon nur eben ein Spiel seines nachschaffenden Dichtergenius war und sein Rückfall in den einheitlichen Homer geradezu als ein Bruch mit der Wissenschaft aufgefasst werden konnte, hat er sich den Vertretern des Arabischen und Persischen in den Noten und Abhandlungen zum Divan als Mitarbeiter und werbender Apostel zugesellt: ein Dichter und Gelehrter wie Fr. Rückert hat auf dem Boden, den Goethe bereitet, seine eigensten Erfolge geerntet, und ich weiss nicht, ob die historischen Samenkörner, die jene gelehrten Zugaben enthalten, schon alle ihr Erdreich gefunden haben. — Die altdeutschen Studien, welche „Dilettantismus" und „Barbarei", Goethes Todfeinde, zu einer Bedeutung aufbauschten, die er zeitweise als kulturgefährlich ansah, sind ihm erst durch die Brüder Grimm in das rechte Licht gerückt worden: ihrem feingebildeten Geiste und ihrer klaren protestantischen Grundstimmung lag es fern, das deutsche Volkstum, das sie entdeckt, und die alten Dichtungen, die sie in sinnigem Aufnehmen und wissenschaftlicher Arbeit sich und andern nahe gebracht hatten, in den Dienst eines nebelhaften Mysticismus zu stellen oder gar zur

Bekämpfung eines mühsam errungenen höheren Kulturideals ins Feld zu schicken. Das erkannte Goethe mit dem selten trügenden Scharfblick seiner Menschenkunde, darum zog er sie als „seine jungen deutsch-gesinnten Freunde“ zunächst zur Beratung, da ihm der übereilte Entwurf jenes Unternehmens vorgelegt ward, aus dem schliesslich die Monumenta Germaniae erwachsen sind; und dass er sich in ihnen nicht getäuscht hat, das hat ihr weiteres Schaffen und ihre Lebenstreue gegen den grossen Dichter bewiesen. Ueber W. Grimms ganzer Art zu arbeiten wie zu geniessen liegt etwas von goethischem Geiste, und für Jacob, der in der germanischen Philologie mit mächtigen Schöpfungen den Rahmen ausfüllte, den für die klassische F. A. Wolf nur eben gespannt hatte, war es ein hehrer Augenblick, wenn er in seinen Vorlesungen über deutsche Litteraturgeschichte an die Betrachtung Goethes kam: „Wenn Goethe unserer Litteratur fehlte, dann fehlte ihr die Sonne am Himmel!“ mit diesem feierlichen Akkord pflegte er einzusetzen, dem wohl stets ein warmes Herz schlug, der aber sonst im Kolleg hohe Töne nicht verschwendete. —

Das Interesse am Bibelstudium, das Goethe früh bekundete und das den 24jährigen sogar zu einem kecken Streifzug in die alt- und neutestamentliche Exegese verlockt hatte, ist dem Manne und Greise, dem sich eine andere Welt erschloss, nicht geblieben, und auch neue Bekanntschaften haben keinen lebendigen Anteil wieder an der theologischen Wissenschaft erweckt, nachdem das Verhältnis zu Herder eine schmerzliche Abkühlung erfahren hatte. Nur der altjüdischen Geschichte bewahrt er dauernd Interesse. Vorübergehend hat ihn Paulus angezogen, und es war besonders „die Totalität seiner Vorstellungsweise“, die Goethe an dem damals noch jugendfrischen Professor schätzte. Aber auch später hat er mit den Häuptern des vulgären Rationalismus gute Freundschaft gehalten, so besonders mit dem Weimarer Generalsuperintendenten Röhr. Die Kirchengeschichte, von deren Vertretern er Planck persönlich kannte, blieb ihm unsympathisch, und wir wundern uns nicht darüber, wenn wir uns ihren damaligen Betrieb vergegenwärtigen. Von Spittler, der ihm allein eine bessere Meinung hätte beibringen können, scheint er nur die Darstellung der Staatengeschichte gekannt zu haben. An dem Jenenser Griesbach, mit dem er in Pyrmont viel zusammen war, hat ihn besonders sein

Bildungsgang interessiert, zumal er ihm die eigenen Jugendpläne lebhaft ins Gedächtnis rief. Dass es mit Schleiermacher zu keiner persönlichen Fühlung kam, obwohl Goethe den Gelehrten früh schätzte, verstehn wir aus der gänzlich verschiedenen Grundstimmung heraus, welche den grossen Erneuerer der protestantischen Theologie zeitlebens von der Persönlichkeit des Dichters fernhielt. So besass Goethe denn auch zur Jenaer theologischen Fakultät, in welche die Richtung Schleiermachers mit Baumgarten-Crusius ihren Einzug gehalten hatte, kaum ein näheres Verhältnis, aber um so wärmer berührte ihn die vornehm herzliche Würdigung, mit der die Theologen der Landesuniversität ihn zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum begrüssten, der er „als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert" habe.

Unter den Historikern jener Tage stand Goethe wie Schiller keiner näher und kaum einer höher als Johannes von Müller; auf die Zusendung der „Reisen der Päpste", des eigenartigsten und noch heute lesenswürdigsten seiner Werke, hat ihm unser Dichter (1782) mitten aus tätigem Schaffen im Verwaltungsdienste heraus gar fein geantwortet: „Wer eine Anlage hat, klug zu werden, mag's nächst dem Leben in der Geschichte suchen"; — in späteren Jahren aber hat er gelegentlich einmal in einer Anwandlung von Unmuth gesagt: „Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Geschichte zu kümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt". Dazwischen liegen freilich zahlreiche Aussprüche hoher Weisheit über geschichtliches Leben und geschichtliche Forschung, aber doch nehmen neue historische Werke in Goethes Lektüre keinen breiten Raum ein, und die Aeusserungen darüber sind sparsam: von dem aufgehenden Gestirn Rankes hat er kaum mehr Notiz genommen. Seine Vorliebe für den derben politischen Rationalisten Schlosser erklärt sich vor allem aus dem gemeinsamen Widerstreben gegen das Mittelalter, denn die Kurzsichtigkeit rationalistischer Geschichtsauffassung hat er klar genug erkannt und bezeichnet, auch Heinrich Leos bekannte Kritik Schlossers mit auszeichnendem Beifall gelesen; aber er sah in Schlosser doch einen Bundesgenossen: einen Mann, „der aus dem Dunkeln ins Helle strebe", nannte er diesen, als er das Mittelalter liegen liess, um eine

griechische Geschichte zu schreiben, wofür ihm m. W. die Altertumsforschung kaum Dank zu schulden glaubt. Aber den rechten, einen grossen Eindruck gewann er von Barthold Georg Niebuhr, dem Vater der kritischen Geschichtsforschung: er las die einzelnen Bände der Römischen Geschichte, auch in neuer Auflage, mit brennender Aufmerksamkeit, mit stets wachsendem Respekt; ja hier schuf ein bedeutender Mensch und ein ernster Forscher Licht, überraschendes Licht, da wo es Goethe bisher kaum vermisst hatte, und dieses Licht, obwohl es ihm wehe that, weil es viele und liebgewonnene Legenden zerstörte, der Greis sah ihm fest und freudig ins Auge.

Es überrascht uns, bei dieser Gelegenheit zu hören, dass ihn die Dinge selbst teilweise, wie die Agrargeschichte, sehr wenig interessirten. War er nicht in seiner Jugend ein Jünger des grössten deutschen Nationalökonomen, Justus Mösers, gewesen? hat er nicht auf seinen Reisen so viel Interesse und eine so lebendige Beobachtung für alles Tun und Treiben der Menschen gezeigt? und war nicht anderseits eben aus seiner praktischen Tätigkeit ihm direkt die Anregung zu den Naturstudien erwachsen? Ein Historiker wie Johannes von Müller freilich konnte das historische Verständnis für wirtschaftsgeschichtliche Probleme nicht fördern, und überdies drängte sich in jenen Jahren das Individuum bei Goethe immer mehr in den Vordergrund aller geschichtlichen Betrachtung: wie für die Litteratur-, so verlangte er auch für die Dogmengeschichte die energische Betonung der Persönlichkeiten. Wie er sich zu der politischen Geschichtsschreibung der nächsten Generation als Richtung gestellt haben würde, ist schwer zu sagen: er hasste „jede Pfuscherei, besonders die in Staatsangelegenheiten, wie die Sünde", und eben darum gefiel er sich gelegentlich im schroffen Ablehnen kritischer Urteile über Männer in politischer Machtstellung. Aber freilich, wenn er auch nicht mehr mit der Zeit leben konnte, so hat er doch immer in der Zeit gelebt und auch hier beständig hinzugelernt. Er selbst war kein Schilderer grosser politischer Ereignisse und Zustände und hat Aufgaben derart, die ihm nahegelegt wurden, glücklich abzuschütteln gewusst. Den „höchsten Stil historischer Porträtkunst" aber hat Carl Justi dem Werke nachgerühmt, neben das er selbst in seinem „Winckelmann" aus erschöpfender Quellenkunde und in fast über-

reicher Fülle des lebendig Geschauten die reifste Frucht der goethischen Schule stellen durfte. Hat Goethes Buch über „Winckelmann und sein Jahrhundert“ uns somit das beste seiner nachwirkenden Kraft schon geschenkt, so wird der belebende Einfluss von „Dichtung und Wahrheit“ noch ins ungemessene wachsen, je mehr wir das Kunstwerk in der geschichtlichen Darstellung und die Geschichte im Kunstwerk erkennen lernen. Und das tiefste und weitblickendste, was der Historiker Goethe geschaffen hat, der geschichtliche Teil der Farbenlehre, hat bis heute kaum zu wirken begonnen. Das muss offen und ehrlich bekannt werden angesichts mancher Bände in der Reihe der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“, deren Verfasser dem dringenden Verdacht unterliegen, jenes Buch nie gelesen zu haben. Ein Gelehrter wie Karl Ernst von Baer ist unter ihnen überhaupt nicht zu finden.

Goethe war mit der Geschichte aller der Wissenschaften, die er betrieb, und mit ihrer Litteratur aufs innigste vertraut. Schon dadurch allein hat er bewiesen, dass er kein Dilettant ist. In der Anatomie war er nicht einmal Autodidakt; er hatte als Student an Lobstein in Strassburg einen Lehrer gehabt, so gut ihn damals Deutschland irgend bieten konnte, und in dem jungen Minister fand Loder in Jena einen Schüler, wie ihn sich das Professorenherz ersehnen mag. Ein Autodidakt der vornehmsten Art war er in der Botanik: er bekannte, dass in seinem Leben nächst Shakespeare und Spinoza niemand einen grösseren Einfluss auf ihn gewonnen habe als Linné, und er ist dieses Linné Überwinder geworden, falls man die Schaffung der Morphologie und Entwicklungslehre als Ueberwindung der Systematik bezeichnen darf. Als er zu den akademischen Vertretern des Faches in immer freundlichere Beziehungen getreten war, hat er den bösen Ausdruck „Gildemeister“ mit dem achtungsvollen „Protagonist“ vertauscht und sich aufrichtig der litterarischen Widmungen gefreut und des wahrlich bescheidenen Platzes, den ihm — endlich! — die deutsche Bearbeitung von Sprengels Geschichte der Botanik anwies. In der Meteorologie, wo ihm seine einzigartige Fähigkeit, die Natur anzuschauen, rein in sich aufzunehmen und in plastischer Schilderung wiederzugeben, besonders entgegenkam, hat er neue Bahnen beschritten. Dass er im physikalischen Teile der Farbenlehre mit der Bekämpfung der newtonischen Optik gescheitert ist, liegt unserer Generation, die

sich des Besitzes der Spektralanalyse erfreut, klar vor Augen. Wir sind der leidenschaftlichen Diskussion, die einst die Gelehrtenwelt erregt hat, weit entrückt und können Goethes Niederlage jetzt am natürlichsten erklären aus dem, was den grossen Vorzug seiner anderweitigen Forschungsarbeit ausmacht, aber auch überall ihre Grenzen klar bezeichnet. Und nur innerhalb dieser Grenzen war die wundervolle Einheit des Dichters und des Naturforschers möglich! Goethes anschauende Kenntnis dringt nur bis zu den Erscheinungen vor, die dem Auge des Forschers zugänglich sind — hat er doch der Anwendung des Mikroskops grundsätzlich widerstrebt! Sein gegenständliches Denken hat ihn von da zum „Typus" und zum „Urphänomen" weitergeführt — aber was jenseits dieser Sphäre lag, das schien ihm abstrakt, absurd, abstrus, Mystik. Inwieweit diese Beschränktheit mit seinem gänzlichen Mangel an mathematischer Begabung zusammenhing, bleibe hier unerörtert; er selbst hat die unausfüllbare Lücke bald mit heiterer Resignation, bald mit naiver Verzweiflung eingestanden. Zu lernen aber ist er sein ganzes Leben bereit gewesen, und wo er nicht umlernen konnte, hat er wenigstens hinzugelernt; er war der dankbarste Leser wissenschaftlicher Bücher, er wusste jede Begegnung und jedes Gespräch mit Fachgelehrten liebenswürdig auszunutzen. Wie sauer hat es sich der 70jährige werden lassen, seine mineralogischen Einsichten zu vertiefen: zunächst durch das Studium der Mineralchemie mit Döbereiner und Berzelius, dann durch die Beschäftigung mit der Krystallographie, besonders im Verkehr mit Naumann. Er überragt seinen Lehrer Abraham Werner gewaltig an Aufnahmefähigkeit: er erweitert für sich dessen Gesteinsbeschreibung, indem er von Haüy und Weiss zu lernen sucht, er zeigt in langjährigem Verkehr mit unserem Landsmann Carl Cäsar von Leonhard, der vom Neptunismus abgefallen war, die erfreulichste Weite des wissenschaftlichen Blickes und beklagt mit 74 Jahren, dass er nicht mehr leicht genug auf den Füssen sei, um mit dem jungen Nöggerath die Eifel zu durchwandern und das so oft durchdachte Basaltproblem hier an klassischer Stätte neu zu überprüfen. Er freut sich herzlich über jede junge tüchtige Kraft, sein grosses Herz ist voll Liebe und ohne Eifersucht: „Denn was kann erfreulicher sein, als das Rechte, für welches wir allein zu leben wünschen mögen, in der jüngeren Generation keimen und wachsen zu sehen! Diesem Keimen zum Gedeihen

zu verhelfen, wo man weiss und kann, ist das Wohlthätigste, was ich für die Welt leisten zu können wünsche". Nun, er hat es redlich geleistet: er ist ein Prophet und ein Apostel gewesen für die Naturwissenschaften, und wer der Geschichte ihres inneren Wachstums, der zunehmenden Selbständigkeit ihrer Einzeldisciplinen und ihres Ansehens nach Aussen nachforscht, der wird Goethe neben und vor Alexander von Humboldt den grössten Dankesanteil zollen.

Ihn aber bei der Arbeit sehen, den nie ruhenden, ihn bei seinem Beobachten und Experimentiren, in seinen Korrespondenzen, seinen Entwürfen und seinen Tagebüchern — bei emsigem Suchen, ruhigem Sammeln, heissem Bemühen und freudigem Finden zu belauschen, das ist ein Schauspiel, um dessen Vollgenuss wir unsere Kollegen von der naturwissenschaftlichen Seite beneiden müssten — wenn sie es nur immer recht zu würdigen verstünden!

„Anschauende Kenntnis" und „gegenständliches Denken", damit ist Goethes Gelehrtenarbeit charakterisiert: den einen Ausdruck hat er selbst zunächst für seine Kunststudien gefunden, den andern hat der Leipziger Anthropolog Heinroth auf Goethes ganze Forscherrichtung geprägt, und dieser hat ihn freudig zustimmend approbiert. Schon aus dieser Charakteristik ergibt sich, dass Goethe kein Philosoph war: er war nicht einmal ein philosophisch durchgebildeter Naturforscher, wie in unsern Tagen Helmholtz und H. Hertz, — er darf aber noch weniger mit seinen naturphilosophischen Freunden wie Nees von Esenbeck und Schelver zusammengeworfen werden. Hat es doch Virchow (in der Gedächtnisrede auf Joh. Müller) geradezu ausgesprochen, dass Goethe damals „das Prinzip der Beobachtung für die Naturwissenschaften gerettet" habe. Was Goethe, und ähnlich sein grosser Genosse Schiller, unter Philosophie verstanden, das war einfach das, was den Gelehrten vom wissenschaftlichen Handwerker unterscheidet, das Emporsteigen zu den Problemen. Der reine Empiriker, der sich mit der saubern Ordnung und Gruppierung exakter Ergebnisse begnügt, stellte ihnen mit Recht einen niedern Typus dar — das Beispiel eines solchen war ihnen etwa Chladni, der Entdecker der Klangfiguren.

Von den deutschen Philosophen hat keiner auf Goethe einen so tiefen und nachhaltigen Einfluss geübt wie Spinoza, auch Kant nicht, so freudig er die grosse Wirkung seiner Ethik anerkannte

und insbesondere auch in der Neugestaltung des Universitätslebens wahrnahm. Aber persönlich sind ihm von Jena aus Reinhold und Fichte, Schelling und Hegel, in Weimar selbst Schopenhauer nahegetreten. Sie waren seine Bundesgenossen im Kampfe gegen Newton — freilich gefährliche Bundesgenossen. Aber Fichte, Schelling und Hegel waren auch vor der deutschen Jugend und dem deutschen Volke die begeisterten Apostel seines Dichtergenius, seiner menschlichen und historischen Grösse, und Hegel, dessen Philosophie noch entscheidender als die Schellings in der goethischen Weltanschauung wurzelt, ist es zeitlebens geblieben. Gleichwohl ist das persönliche Verhältnis zu den Professoren der Philosophie kein harmonisch-behagliches. „Was mich betrifft", so schrieb G. 1794 an den im vorhergehenden Jahre in Jena eingetroffenen Fichte, „werde ich Ihnen den grössten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte." Die stille Auseinandersetzung insbesondere mit der Identitätsphilosophie Schellings und Hegels war ihm ein Bedürfnis, und mit Schelling bildete sich auch zeitweilig ein persönlicher Verkehr heraus. Es wird nicht ganz ohne Voreingenommenheit sein, wenn der Theologe Paulus später die Sache zu Ungunsten Schellings darstellt, aber richtig und charakteristisch bleibt immerhin, dass G. die Philosophen von Profession über metaphysische Dinge „gerne gewähren liess, soviel sie könnten", dass er sie sich ruhig aussprechen liess, ohne zu einer Diskussion Neigung zu zeigen, und der Hoffnung lebte, das Philosophiren werde sich mehr und mehr auf das Menschliche, das geistig und körperlich Erkennbare der Natur richten. Der starken, das Nationalgefühl kräftigenden Wirkung des fichtischen Subjektivismus ist er später durchaus gerecht geworden, von Schelling, auf dessen „zweizüngelnde Aussprüche über religiöse Gegenstände" er die unheilvolle Wendung zum trüben Mysticismus hauptsächlich zurückführte, hat er sich gründlich abgewendet und beim Herannahen des Reformationsfestes dem Gedanken an eine mögliche Rückberufung dieses Philosophen aufs heftigste widerstrebt. Ja angesichts der mächtigen Entwicklung aller naturwissenschaftlichen Disciplinen und dem Anwachsen der historischen Erkenntnis drängte sich ihm selbst im Hinblick auf Hegel, dem er treue Hochachtung bewahrte, immer

wieder die Frage auf, ob seine Philosophie, ohne sich beständig zu modificieren, die errungene Herscherstellung werde behaupten können.

Die Sorge, dass aus diesem Überwuchern der Philosophie ein gefährlicher Dilettantismus erwachsen werde, war nur zu berechtigt. Leopold Ranke und der Physiolog Johannes Müller haben es ein jeder für seine Wissenschaft zu beklagen gehabt. Die geistreich aphoristische Art der Romantiker, die von allem etwas angeschmeckt hatten und in alles dreinredeten, war Goethe in der Seele zuwider. Ein geistreiches Buch wie Fr. Schlegels „Über die Sprache und Weisheit der Indier" (1808) hat er nicht nur um der durchscheinenden Tendenz willen heftig gescholten, und auch an Alexander von Humboldt störte ihn öfter der Mangel ruhiger Methode, obwohl doch immer wieder die freudige Anerkennung des bedeutenden Menschen und der grossen Gesamtleistung überwog. Die „Geologie a priori", die Steffens in Halle zum Entzücken Franz Passows, in Breslau zum Entsetzen Heinrich Leos vortrug, wird wenig nach seinem Geschmack gewesen sein, und auch anderes wird ihn nicht gefreut haben, was er über befremdende Erscheinungen in den hallischen Auditorien erfahren konnte: dort las Schleiermacher, der freilich hohe Anforderungen an die geistige Mitarbeit seiner Zuhörer stellte, vor leeren Bänken, während es gedrängt voll war bei einem jugendlichen Phantasten aus Schellings Schule, der die Studenten ermahnte, nur ja den Verstand zu Hause zu lassen: die Philosophie sei nicht zum Lernen und Verstehen da, sondern nur zur Anschauung des Absoluten durch die unendliche Potenz der organischen Denkkraft.

Im Jahre 1799 hatten sich Schiller und Goethe vereinigt zu einem Manifest grossen Stils gegen den „Dilettantismus", dessen umfassendes Schema uns, abwechselnd von beider Hand geschrieben, erhalten ist: es umfasst nur die Künste, diese freilich in ihrer Gesamtheit, sodass auch Tanzkunst und Gartenkunst angeschlossen sind, und es sollte den Künsten den ebenbürtigen Rang neben den Wissenschaften, den ihnen die Wirksamkeit Winckelmanns, Lessings und Kants zugesprochen hatte, erhalten. In den Romantikern, vor allem in der litterarischen Kritik A. W. Schlegels, hatte Goethe anfangs einen wertvollen Bundesgenossen begrüsst: jetzt sah er gerade von dieser Seite her das mühsam

erworbene gefährdet, und zu dem künstlerischen Dilettantismus gesellte sich immer bedrohender ein wissenschaftlicher. Der grosse mitratende und mitkämpfende Freund fehlte, und Goethe selbst verlor mehr und mehr jene ehrfurchtgebietende Stellung, die ihm um die Jahrhundertwende gesichert schien, obwohl er die Popularität Schillers niemals besessen hatte.

Wie viel daran Goethes Haltung in den Jahren 1806—1814 Schuld gewesen ist, kann hier nicht erörtert werden. Wir dürfen sie immer aufs neue beklagen, denn es wäre gewiss ein grosses Glück für unser Volk, für ihn selbst und durch ihn abermals für unser Volk gewesen, wenn er damals auf der Seite all der Starken und Edlen gestanden hätte, die die Erhebung der Nation durch Wort und Schrift, Rat und Tat vorbereitet und geleitet haben. Goethes kühle Zurückhaltung war das Ergebnis jener Weltanschauung, die er aus Italien heimbrachte und in der die einst in Herders Schule überschwänglich gefeierte Volksindividualität keinen Platz oder doch nur einen von vergänglicher Dauer hatte: hier galt nur die Persönlichkeit und ein hohes Kulturideal, das die Volksindividuen überwindet. Und wir müssen uns vor Augen halten, einmal, dass wir dieser neuen und gefestigten Geistesrichtung die herrlichsten Erzeugnisse seiner reifen Kunst verdanken, und weiter, dass er seinem Volke gerade damals mit dem zweiten Teil von „Dichtung und Wahrheit" jene Schilderung des Elsass geschenkt hat, die fortan für alle Sehnsucht unserer Jugend nach dem verlorenen Reichslande der Nährboden gewesen ist. In der Tat hielten sich diejenigen unter den Zeitgenossen, welche dem Jünglingsalter entwachsen waren, ganz anders wie wir das Gesamtbild der grossen Persönlichkeit gegenwärtig und erblickten in ihm trotz allem trennenden den Stolz der Gegenwart, ja eine Stütze ihrer Hoffnungen auf einstige Volksgrösse. Die Grimms, deren vaterländische Herzen allen Kummer und alle Erhebung dieser Zeit durchgekostet haben, sind nicht an ihm irre geworden; der grosse Patriot Niebuhr, der für das Verständnis der Dichtungen Goethes ungleichmässig beanlagt war, hat eben in jenen Jahren im ernsten Studium seiner Werke die Würdigung seiner menschlichen Grösse wie seiner nationalen Bedeutung gefunden. Ja Friedrich Ludwig Jahn in seinem „Deutschen Volksthum" nennt ihn den „deutschesten Dichter", und Ernst Moritz Arndt hat im

Historischen Taschenbuch von 1814 die herrlichen Worte geschrieben: „... Doch ragten einige hervor aus allen, und Einer so hoch, dass er in dieser kalten und kahlen Zeit wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der teutschen Vergangenheit, auf der anderen ein Bild ihrer Zukunft: wenn solche Zeiten kommen, dann ist die Zukunft nicht fern."

Und wie aus diesen Worten Arndts eine tiefe geschichtliche Einsicht in die Macht der Persönlichkeit spricht, so haben sich auch die Historiker der Folgezeit von Ranke bis zu Treitschke der Erkenntnis nicht verschlossen, dass Goethes Persönlichkeit zur Bildung des nationalen Sinnes unendlich viel beigetragen habe. Keiner freilich hat nach dem Abscheiden Niebuhrs den langen Besitz des Lebendigen so dankbar empfunden, keiner auch der Klage um den Toten so würdigen Ausdruck geliehen, wie Dahlmann, in dessen Nekrolog das Glücksgefühl, der Zeitgenosse des Herrlichen gewesen zu sein, den Lorbeerkranz durchschlingt, den der Geschichtsschreiber auf das frische Grab legt.

Aber der Jugend freilich, die in jenen Tagen von Arndts „Geist der Zeit" und Fichtes „Reden an die deutsche Nation" ergriffen wurde, und der Generation, die ganz von den Erinnerungen der Befreiungskriege zehrte, können wir es nicht verdenken, dass sie sich von Goethe schweigend oder scheltend abwandte, dass ihr das schwärmerische Pathos Klopstocks und die heroische Rhetorik Schillers mehr waren, als Goethes abgeklärte Stimmungslyrik, dass sie sich aus der Sentimentalität Jean Pauls verzärtelnden Trost sog, statt sich die Brust zu erweitern an den seelenvollen Klängen Goethes. Dazu kam die wiedererwachte Zauberpracht des Mittelalters und das neuentdeckte nordische Heldentum. Aus den Dichtungen Fouqués und Jean Pauls schuf sich die Jugend ihr Mannesideal: die Siegfriedsgestalt, hochaufgerichtet und mit leuchtendem Auge in die Weite blickend. Und gerade so stellte sie sich ihren Lieblingsdichter vor, den kranken, unschönen Schiller, mit den müden Augen und der eingesunkenen Brust. Der apollinische Goethe aber entschwand der Vorstellung unter dem Ordensfrack des Ministers, die edle Jupitergestalt in dem langen Hausrock des „kalten Kunstgreises". Denn wir sind inzwischen in die Periode eingetreten, wo die Schlagwörter eine verhängnisvolle

Macht werden, die Zeit einer seichten und anmassenden Presse, die Zeit des politischen Doktrinarismus und Radikalismus. Das polternde Schimpfen Wolfgang Menzels hat dem deutschen Volke seinen Goethe weit weniger entfremdet als die Doppelzüngigkeit Heines, dessen Lob des „grossen Heiden" ebenso gefährlich war, als das tückische Lügenwort von der „Marmorkälte". Heinrich Heine ist jener Generation, der Goethe fremd wurde, als ein neuer Statthalter des poetischen Geistes auf Erden erschienen, und erst die Zeit, die Goethe ganz verstanden und sich ihn zu eigen gemacht haben wird, kann ein Endurteil fällen über den hochbegabten Poeten und Publicisten, der jedenfalls nicht unter die guten Genien unseres Volkes zu zählen ist.

Schweigen wir von der Zeit, die sich den Briefwechsel Goethes mit Schiller von Börne schmähen liess, die an den Lavaterbriefen kalt vorüberging und die 34 Jahre brauchte, um zu einer neuen Auflage der Briefe an Frau von Stein zu gelangen, dieser Herzensurkunden des schwärmenden und liebenden, sorgenden und schaffenden Dichters, denen keine Litteratur der Welt je etwas an die Seite setzen wird. Von der Zeit, die, auch wo sie den Mund voll nahm, den Namen Goethes nie ohne ein „aber" aussprach, die 1849 vorübergehen liess und auch 1859, wo man den „Lieblingsdichter der Nation" überschwänglich feierte, sich nicht erinnerte, dass für das Andenken Schillers keiner mehr getan, keiner für seine Würdigung herrlichere Worte geprägt hatte, als eben Goethe. Wie Oasen erscheinen uns heute die Stätten, an denen man auch 1848 und 1849 nicht aufhörte, sich am Lebensquell goethischer Dichtung zu erfrischen; Zurückgebliebene oder gar Rückschrittler waren es wahrlich nicht: dafür ist der Leipziger Kreis Zeuge, dessen letzter Überlebender Theodor Mommsen heisst.

Die Erkenntnis dessen, was man an Goethe besass, wuchs langsam: und wir wollen Bismarck auch den Dank nicht vorenthalten, dass seine Person und sein Werdegang, indem sie auch die Widerstrebenden zur Anerkennung und zum Nachdenken zwangen, das Verständnis für eine grosse Persönlichkeit und eine eigenartige Weltanschauung wie die Goethes gewaltig gefördert haben.

In dieser ganzen Zeit bis über 1870 hinaus ist die Verehrung des Dichters und des Menschen, das verständnisvolle Erfassen des ganzen Goethe nur in engern Kreisen festgehalten und weiter-

gepflegt worden. Da waren wackere Schulmänner, deren biographische Versuche einen besseren Lohn verdient hätten, als durch das flache, lauwarme Buch des Engländers Lewes bei Seite geschoben zu werden; da waren einzelne Angehörige des Beamtenadels, deren reife Weltbildung hier bis zu ernsthaften wissenschaftlichen Leistungen vordrang; da waren es vor allem Universitätsprofessoren der verschiedensten Fächer, deren Goethestudium und Goetheverständnis an die grossen Tage nicht selten durch persönliche Vermittlung angeknüpft scheint. Die Goethe-Wissenschaft, die hier getrieben wurde, gab sich selten als Goethe-Philologie, aber sie hatte vor dieser manches voraus: es waltete in ihr etwas von dem Geiste des reifen Goethe. Es gab ganze „gelehrte Familien", in denen diese schöne Überlieferung lebte: ich denke dabei nicht nur an die Brüder Grimm, deren Sohn und Neffen es beschieden war, uns die erste grosse und einheitliche Gesamterfassung Goethes zu schenken; ich denke vor allem auch an eine Tradition der Goethe-Verehrung, wie sie von Gottfried Hermann (ja von seinem Lehrer Ilgen) zu dessen Schülern Näke, Sauppe, Bergk, und besonders Otto Jahn sich erstreckt: denen allen die Werke Goethes so vertraut waren, wie die der grossen Dichter des Altertums. Ich denke an einzelne Schüler F. A. Wolfs, an die Linie, die von Franz Passow über Otfried Müller zu Adolf Schöll führt, an den Kreis um Friedr. Gottlieb Welcker, den grossen Bonner Altertumsforscher, der Goethes Interesse in einer unglücklichen Stunde zu gewinnen versucht hatte, und der seines Anteils gewiss so würdig gewesen wäre wie Wolf und Hermann: denn das Griechentum, das er verstehn gelehrt hat, ist nicht eine orientalische Verschleierung, sondern eine lebensvolle Verschönerung des von Goethe geschauten.

Die Schule Hegels hat noch in ihren letzten Ausläufern die ausgezeichnetsten Goethe-Kenner aufgewiesen: David Strauss, dem die Lektüre des Dichters schliesslich zur religiösen Andacht wurde, Fr. Vischer, der von den Romantikern über Shakespeare den Weg zu Goethe gefunden hat, der Gervinus versagt blieb, und dann unsern Ehrendoktor Victor Hehn, der an seinem Lebensabend als ein leidenschaftlicher Herold goethischer Weisheit und Schönheit und zugleich als ein grollender Ankläger vor das deutsche Publikum hingetreten ist. Aus den Lebenden aber ragt Kuno Fischer her-

vor, der, im Greisenalter angelangt, die reifsten Erträge seiner Geistesarbeit zwischen Goethe und Hegel zu teilen scheint.

Unter den Naturforschern, die sich Goethe in seinen letzten Jahren genaht haben, nimmt den ersten Rang ein Johannes Müller, der eigentliche Begründer der Wissenschaft vom tierischen Leben. Er hatte in seiner „Physiologie des Gesichtssinnes" die Fehler der goethischen Ansicht respektvoll aufzuzeigen versucht, aber, wie schon dies Werk unter dem Doppelzeichen „Natur und Goethe" steht, so ist die noch im gleichen Jahre (1826) erschienene Schrift „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen" vom Motto bis zum letzten Paragraphen von der Bewunderung Goethes getragen: des sinneskräftigen Menschen, des tiefschauenden und lebenswahren Dichters der „Wahlverwandtschaften" und des „Faust" und des Forschers, der uns „die Ahndung eines fernen Ideals der Naturgeschichte" geschenkt habe. Gern hob er auch später noch „Goethes grosse Verdienste um die Farbenlehre in Richtung auf Physiologie, Psychologie und Geschichte" hervor, und es schien ihm, dass das, was er 1826 gegen Goethe geschrieben, ein schwacher Abschnitt jenes im übrigen sehr ernsthaften, hochstrebenden Buches sei. Und diese Achtung vor dem Forscherernst, der Anschauungsfülle und der Schilderungskraft in Goethes physiologischen, anatomischen und morphologischen Arbeiten hat er auf die glänzende und vielseitige Schaar seiner Schüler vererbt: die Henle und Virchow, die Brücke und Helmholtz haben es bewiesen und bezeugt, was sie diesem geistigen Ahnherrn verdanken. Helmholtz insbesondere, der 1854 mit grosser Geistesschärfe die Grenzen der goethischen Naturforschung gezogen hat, fasste 38 Jahre später in einer Weimarer Festrede seine letzte Huldigung für den Altmeister dahin zusammen, dass Goethe das, was er mit seinen Mitteln und seiner Methode nicht erreichen und nicht begreifen konnte, geahnt, aber das grösste freilich nur in dichterischem Erschauern ausgesprochen habe.

Ich schweige hier von der Goethe-Philologie, denn unter ihren tüchtigsten Vertretern verehre ich meine Lehrer, erblicke ich mit freudigem Stolz die Genossen meiner Studienjahre. Wilhelm Scherer ist es hauptsächlich gewesen, der sie aus einer nicht gefahrlosen Isolierung befreit und aufs engste mit der Disciplin der deutschen Philologie verknüpft hat — gewiss im Geiste Goethes

und unseres Jacob Grimm. Die Goethe-Philologie hat von vorn herein sich als Hauptaufgabe gestellt, überall den innigsten Zusammenhang goethischen Lebens und Dichtens nachzuweisen. Sie hat eine Kinderkrankheit, die Beschränkung auf gewisse Ausschnitte aus der grossen goethischen Welt, namentlich die Jugendzeit, glücklich überwunden, indem sie auch für seinen Divan, für seine Kunststudien, für den zweiten Teil des Faust das Verständnis gefunden hat, und sie hat in tüchtigen Leistungen des letzten Jahrzehnts bewiesen, dass sie mehr und mehr das Gesamtbild beherscht und vertieft. Sie vermag schon heute vielen, wie ich es ihr für meine Person dankbar bezeuge, den Zugang zum Verständnis des Dichters und Menschen zu erschliessen, des grössten und liebenswertesten, den eine Nation je besessen hat. Den persönlichsten Besitz freilich muss sich jeder selbst erwerben. Es ist kein Vollbesitz, wenn es ein Wählen und Mäkeln bleibt! Wolfgang Goethe ist von früh auf ein heimlicher Wohltuer gewesen: möge er sich als solchen auch fernerhin an recht vielen erweisen!

Ich habe von Goethe und den Professoren sprechen wollen, aber ich bin mir bewusst und entschuldige mich nicht, dass ich mehr als einmal über unsern Kreis hinaus gegriffen habe. Was uns Goethe in den Kämpfen sein kann, die unseren Universitäten zweifellos bevorstehn, das lässt sich kurz zusammenfassen in die Stichworte, die er selbst, der milde und doch kampfesfrohe, gern gebraucht hat: er soll unser Hort und unser Aufblick sein im Kampfe gegen Dilettantismus und Barbarei, gegen die züngelnde Natter im blumigen Grase und gegen das Krokodil, das sein blödes Haupt aus trüber Lache erhebt. Wir können die beiden nicht getrennt bekämpfen, sie sind eines Geschlechts!

Unsere Jugend aber wollen wir immer wieder hinführen zu seinem Bilde, der Worte eingedenk, mit denen einst ein ernster Mann, den aber der Respekt nicht allzuleicht bezwang, Karl Immermann, das Goethe-Haus in Weimar verliess: „Hierher sollte man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen: das des Fleisses, der Wahrhaftigkeit, der Consequenz.“

Nachwort
für meine Marburger Zuhörer vom 27. Januar.

Die Rede erscheint hier mit gelinder Feile so im Drucke, wie sie ursprünglich niedergeschrieben wurde. Ich habe also nicht nur stehn lassen, was ich beim Vortrag zu überspringen oder zusammenzuziehen gedrängt war, sondern auch wieder eingefügt, was ich schon vorher mit Rücksicht auf die Zeit eingeklammert oder durchstrichen hatte. Ausser zwei Namen auf S. 18 und 20 ist nichts neues hinzugekommen. Den Lesern wird hoffentlich jetzt nicht allzu stark gepolstert scheinen, was sie schon als geduldige Hörer etwas stoffreich gefunden haben.

E. S.

Marburg. R. Friedrich's Universitäts-Buchdruckerei
Inhaber Karl Gleiser.
Gegründet am 2. Juli 1586. Neubegr. am 16. Juni 1653.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

In unserem Verlage erschien:

Goethe.

Eine Biographie in Bildnissen.

Zweite Auflage.

Sonderabdruck aus Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, zweite Auflage.

165 Abbildungen, sowie eine Photogravüre nach dem Ölbilde von *J. K. Stieler* aus dem Jahre 1828 und eine Beilage.

Gross Folio. Elegant kartonniert M. 3.—.

„Ein litterarisches Porträtwerk — **Goethe**, eine Biographie in Bildnissen (**Marburg, N. G. Elwert**) — von hervorragendem Wert hat uns ferner Goethes hundertfünfzigster Geburtstag beschert. Aber seine Bedeutung ist keineswegs an den Tag gebunden, ist vielmehr eine im besten Sinne des Wortes bleibende, wie der Genius selbst, dem es geweiht. In Grossfolio empfangen wir hier ein von gehaltvollem biographischem Text begleitetes gleichzeitiges Porträt-, Silhouetten-, Faksimile- und Karikaturenalbum zur Lebensgeschichte Goethes und seines Freundeskreises. Das Ganze ist ein Sonderdruck aus der zweiten Auflage von „Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur", man wird also zum Ruhme der hundertsechsundsechzig Abbildungen, die hier zusammengestellt sind, nichts weiter zu bemerken haben als diesen Hinweis auf die Quelle. Besonders aufmerksam machen wollen wir auf das vorausgeschickte Goethe-Bildnis von Stieler, das hier in einer Folio-Photographüre von entzückendem weichem Sammetton wiedergegeben ist."

(„**Westermanns Illustrierte Monatshefte**".)

Zum Verständnisse Goethes.

Vorträge

vor einem Kreise christlicher Freunde gehalten

von

Dr. Otto Vilmar.

Fünfte Auflage.

8. VIII, 344 S. M. 3.—, elegant gebunden M. 3 80.

In unserem Verlage erschien:

Bilderatlas

zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte.

Nach den Quellen bearbeitet von

Dr. Gustav Könnecke.

Der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage

zehntes und elftes Tausend.

2200 Abbildungen und 14 Kunstbeilagen, davon 2 in **Heliogravure** und 5 in **Farbendruck.**

Preis M. 22.—, in reichem, stilgemässem Einbande M. 28.—.
Auch zu beziehen in 11 Lieferungen à M. 2.—.

„Das mit Sachkenntnis und Geschmack zusammengestellte und bis auf die neueste Zeit ergänzte monumentale Bilderwerk bietet in seiner Porträtsammlung auch dem Kenner noch vollen Genuss und reiche Belehrung; das auf Grund eingehender systematischer Studien mit Sorgfalt kritisch gesichtete Material ist aber nicht nur für den Litterarhistoriker eine unerschöpfliche Fundgrube, auch der Freund der Kunstgeschichte, besonders des Holzschnitts und der Miniaturmalerei, findet ansehnliche Ausbeute; Handschriftenkunde, die Geschichte des Buchdrucks, des Theaters und der Musik gehen nicht leer aus. Litteratur-, Kunst- und Kulturgeschichte finden in „Könnecke's Bilderatlas" geradezu ein Museum, dessen immer auf's Neue Genuss und Belehrung in reichem Maasse gewährender Besitz durch den verhältnismässig billigen Preis jedem ermöglicht wird, der des Interesses für die höchsten Güter der Nation nicht verlustig gegangen ist." „Illustrirte Zeitung" Nr. 2789.

Arnold, Wilhelm, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Zumeist nach hessischen Ortsnamen. 2. unveränderte Auflage. gr. 8. XIV, 694 S. 16.—

Köster, A., Der Dichter der geharnschten Venus. Eine litterarhistorische Untersuchung. 8. 114 S. 2.—

Lucae, K., Aus deutscher Sprach- und Litteraturgeschichte. Gesammelte Vorträge. gr. 8. XI, 249 S. 3.—

—, Zur Goetheforschung der Gegenwart. kl. 8. 24 S. —.50

Meyer, E., Die gereimten Liebesbriefe des deutschen Mittelalters. Mit einem Anhang: ungedruckte Liebesbriefe aus der Dresdener Handschrift M. 68. gr. 8. 110 S. 2.—

Schroeder, E., Jacob Schöpper von Dortmund und seine deutsche Synonymik. gr. 4. 37 S. 1.20

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.